



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Windthorst, Margarete: Die Blume des Florentin Kley. VII.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu bieten, zum Beispiel für die günstige Lage der Gegend von Lippe oder die ungünstige der Pfalz oder der Slawen, oder für die Häufigkeit von Körperverletzungen in Süddeutschland und deren Seltenheit in Sachsen. Jene auf das Schuldkonto der Kirche zu setzen und diese der Sozialdemokratie als Verdienst anrechnen zu wollen, beweist eine außerordentliche Naivetät und völlige Unwissenheit auf dem Gebiete der Moralstatistik. Wie die Sozialdemokratie auf die Häufigkeit der Ehescheidungen und andere moralstatistische Erscheinungen durch ihre sittlichen Anschauungen einwirkt, die hier den christlichen völlig widersprechen, soll hier unerörtert bleiben.

Die Fabel von der Minderung der Straffälligkeit durch die Sozialdemokratie sollte endlich zum alten Eisen geworfen werden. Der statistische Beweis, daß die Sozialdemokratie einen vollwertigen Ersatz für die ethischen Wirkungen der Religion zu bieten vermöge, ist nicht zu erbringen, und Volk und Staat wird gut tun, auf die Arbeit der Kirche auch ferner Gewicht zu legen. Religion ist nicht bloß eine Privatsache, ihre Pflege darf nicht dem Zufall überlassen werden; sondern sie ist und bleibt Grundlage aller Volkswohlfahrt, also eine öffentliche Angelegenheit von höchster Bedeutung, ein Kulturfaktor, dessen Verkümmern eine Verstümmelung und Gefährdung der gesamten Kultur zur Folge haben müßte.



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

VII.

Der Florentin trat ein und fand sie so. Er legte mit hastigem Griff seinen Hut auf die Tischdecke, maß den Raum aber zu kurz ab, und der Hut entfiel seiner Hand. Es kümmerte ihn nicht. Er war hochrot im Gesicht, mit verwirrem Haar und vorstehenden glänzenden Augen und kam mit solchen Schritten wie jäh aufgesprungen und weggerannt von einem Platze, wo man ihn hatte halten wollen.

„Jetzt bin ich da,“ sagte er, als wolle er das Wieschen aus aller Erstarrung wecken, und war mit einem letzten Schritt bei ihr, faßte und hielt sie, aber sie wehrte sich, und wie er ihre Hüften umspannte und sie an sich zog, behielt sie den Arm frei. Sie war von seiner Hand geweckt und lebendig geworden, aber anders als er sie haben wollte.

„Laß mich los,“ drohte sie mit gehobener Stimme, eine feine Kühle war in ihrem Atem, die ihn fremd anwehte, daß es ihm einen Augenblick klar und nüchtern im Kopf wurde.

Sie solle nun nicht wieder mit den alten Geschichten kommen, mit dem ewigen Unfinn, sagte er. Sie sei sein Mädchen, seines, in Himmel und Welt nur seines! Je toller sich eben die Regine um ihn gedreht habe, je wilder habe er nur an sein Wieschen gedacht. Die Unruhe habe ihn hin und her auf dem Stuhle gerückt, wie ihn die Regine habe festkleimen wollen mit Trunk um Trunk.

„Ja,“ antwortete Wieschen, „und hast auch getrunken.“ Ein steigender Ekel war in dem Wort, sie legte den Kopf mehr zurück, um seinen Atem nicht zu bekommen.

Er sprach weiter auf sie ein, und sie hörte ihn an. Sie verargte ihm nichts, hatte gewußt, daß er noch trinken würde, und daß er die Glut, die er in sich hatte, auch über sein Mädchen bringen wollte — sie hatte das alles erwartet und gewußt und es aus Liebe für ihn dulden wollen — aber der Ekel vor allem, was er mit sich brachte, faßte sie so an, daß sie wie geschüttelt stand und wach wurde aus dem Rausch aller letzten Zeit.

„Laß mich los!“ befahl sie mit einer Stimme, so schneidend, als wolle sie damit durchschneiden, was zwischen ihr und dem Burschen bestand.

Als er sie nicht ließ, nahm sie sich zu der Kraft auf, von welcher der Bursche wußte, und um die er sich wunderte, daß sie in ihren feinen Händen war, ihr ganzer Körper wuchs in dieser Kraft. Die Kraft wurde größer, als ihre Liebe je gewesen war. Einmal schien es, als wäre die Mannesstärke in dem Burschen sieghafter und er überwände das Mädchen, doch sie hatte die Hände frei, streckte die rechte, sie mußte mit dem Arm eine Bewegung rückwärts gemacht haben, stieß an eine der Vasen, die mit Blumen gefüllt auf dem Fensterbrett standen und riß sie nieder. Das Glas zersprang mit einem feinen Klängen und überschüttete die Dielen.

Es war aber noch etwas anderes in die Stube gefallen, die Hand des Mädchens über des Florentin Gesicht. Er taumelte zurück und trat auf welche von den Glasscherben. Wieschen faßte sich mit der Hand, womit sie ihn geschlagen hatte, an die Stirn und besann sich. Sie hörte das Knacken und Klängen des Glases unter seinen Füßen, da fiel ihr ein, daß etwas zerbrochen sei, mit einem einzigen Schläge niedergerissen, das würde kein Leim und keine Liebe je wieder zusammen treiben.

Wieschen ließ die Hand von der Stirn, stützte sich am Tisch und ging still an dem Burschen vorbei. Er stand wie jäh und ganz ernüchtert, nur mit Fäusten, als wolle er den Schlag dem Mädchen rächen. Sie ließ ihn ruhig an sich kommen und war so groß und kühl, daß dem Burschen die Fäuste an den Seiten niederfielen. Sie nahm ihr Tuch, welches ihr abgeglitten war, neu über den Arm und sah, daß sie in aller Zeit den Schlüssel zu ihrer Kammer in der einen Hand gehalten hatte. Da kam ein Freudechimmer über ihr Gesicht.

„Der Ring,“ sagte sie, mit dem Schlüssel auf den Tisch zeigend. „Magst ihn einer andern bringen, Florentin, er ist mir zu weit gewesen.“

Dann ging sie hinaus, über die Treppe nach oben und schloß ihre Kammer auf. Sie war hell vom Monde, wie die Stube unten, und die Gegenstände unterschieden sich. Als Wieschen eintrat, war ihr, es komme ihr etwas Altes, Liebes entgegen, das ihr lange fern gewesen und nun wieder da war, als komme die eigene feine, reine Seele zurück und fände sich neu und enger mit ihr zusammen. Sie sah ihr Arbeitskleid hängen, und es fiel ihr ein, daß sie noch angetan ging mit dem Kirmeskleid, mit dem sie sich behangen hatte wie mit einer gemeinen Lüge. Sie warf es ab, die lose genähten Haken sprangen heraus, wie sie daran riß, und sie vertauschte es mit dem Arbeitskleid und machte sich neu auf für den Tag. Unter dem Bett standen ihre alten täglichen Schuhe, sie hob sie an den Schnüren auf und lächelte, als sie sie anzog. Sie ging dann durch die Stube mit so gleichmäßigen freudigen Schritten, als hätte sie einen alten verlorenen Weg wieder gefunden.

Einmal hielt sie inne mit ihrem Eifer. Unten war eine Tür auf und zu getan worden und die Haustür ging. Wieschen trat an das Fenster und sah den Florentin den Weg zurückgehen, den er vor kaum ein paar Minuten hergenommen hatte. Sie wartete eine Weile, bis sie wußte, er würde in der Kolterschucht sein. Da nickte sie mit dem Kopfe, als heiße sie den Weg des Burschen gut.

Sie nahm dann von dem Fenster den Blumentopf der Geranie mit und saß auf ihrem Bettstuhl nieder. So wartete sie auf den Tag. Ihre Gedanken wurden ruhiger, je länger sie saß, verloren ihr Steingewicht, und einer schmiegte sich an den andern. Ein kleines glückliches Lachen kam um ihren Mund, wie sie einmal auf das Geranium in ihrem Schoß nieder sah, und sie sagte halblaut, als spreche sie zu der weißen Blüte: „Er hat sich doch in mir verkannt, wie in der Blume auch, der Florin.“

Die kleine freundliche Schelle über der Haustür war noch abgestellt, und die nächsten Tage traten still und klanglos in das Haus des Gärtners Kley. Die Herbsttage selbst waren wie zögernd in ihrer unter trübem Himmel nur matten Lichtelle, kamen mit einem späten Morgen und gingen mit frühen Abenden. Es war, als laure eine tückische Krankheit hinter den Bergen und Häuserecken, wo der Wind lag und zuweilen seine Stimme hören ließ, die wie ein hohles, heiseres Husten war.

Wieschen hatte in diesen Tagen noch ein paar schwere Worte zu sagen, ein paar harte Wege unter die Füße zu nehmen. So hatte sie gleich andern Tages nach jener Kirmesnacht zum Kley gemeint: „Ich wollt' mich noch heute außer Haus bringen, egal wohin, es würde schon einer eine Magd brauchen können. Es ist nur wegen Jette, daß ich noch da bin, meine Nähzeit ist noch nicht um. Wenn du mich aber nicht mehr sehen magst —“

Er lachte spöttisch, ohne sie anzublicken. Gesicht und Augen waren verschwollen und rot vom Nachtfiern, er ging mit trotziger Miene und mit in die Taschen eingepropften Händen, vermied aber, einen einzelnen anzusehen.

„Bleib meinetwegen,“ sagte er in eben der Weise, wie er gelacht hatte. „Kannst mich nicht in meinem Haus verunruhigen. Kümmerst mich so wenig, daß ich nicht einmal spüre, ob du da bist oder nicht.“

„Ich nehme zum Oktoberersten einen Dienst an,“ antwortete sie.

„Meinst, wenn die junge Frau hier in das Haus kommt, dann müßtest weg sein?“

Er wollte sie jetzt ansehen, mit Augen, die so spöttisch wie Gesicht und Lachen waren, aber sie gab ihre bejahende Antwort so klar und stand so groß da, daß er sich nicht dagegen aufzuheben vermochte, sich abkehrte und von ihr weg ging, indem er die Hände eingepfropft ließ, die Tür mit dem Fuß auf und wieder zu stieß und draußen seine Arbeit aufnahm.

In den Tagen danach trat Wieschen bei Jette ein und sagte ihr, was zu sagen war. Wie zu einer traurigen, in ihrem Ende ergreifenden, schmerzlich-glücklichen Erzählung leuchtete ihr Gesicht. Sie sprach langsam, daß Jette auf einmal nicht zuviel bekam, wie man Garn sinnig von der Hand läßt und wartet, bis es der andere genommen und gewickelt hat, immer mit der Obacht, daß es sich nicht verwickelt und in Knoten geht. Alles, was je gewesen war, erzählte sie, selbst das Verschwiegene zeigte sie offen. Sie schonte den Burschen nicht und noch weniger sich selbst.

„Er ist so, der Florin,“ sagte sie verlegen. „Er kann einem kein Opfer bringen. Er nimmt alle Liebe hin wie den Sonnenschein, für den man nicht groß dankt, wenn man darin steht, weil man meint, es müsse so sein. Darum liebt er einen aber nicht weniger als andere lieben, der Florin. Und ich — ganz verkommen bin ich in mir selbst, bis zu dem Augenblick . . .“

Wieschen faßte sich an die Stirn, lächelte und sprach das Ende ihrer Rede: „Weißt, Jette, wenn man eine Blumenknospe hat und schwört: Ich kenn' ihre Blüte, sie wird rot werden — und wenn sie dann aufbricht, so wird sie doch weiß, wenn es in ihr gefessen hat.“

Jette hatte während dieser Erzählung ihre Augen weit und wieder klein werden lassen, sie räusperte sich, als wolle sie ausspucken, warf dann aber ein paar Worte des Lobes hin, wie sie dem Mädchen zulamen. Erst mit den Tagen kehrte sie ihre eigentliche Meinung aus, sie sah den äußeren Wert nicht mehr an dem Mädchen, und Wieschen wurde wieder das Spiel ihrer Laune. Sie quälte sie mit Vorwürfen, wie sie sich und anderen das ganze Leben verderbe. So machte sie sie da gering, wo Wieschen meinte die Krone zu bekommen.

Wieschen mußte zu Jettes verkehrtem Wort noch das Gespött der Leute auf sich nehmen. Regine ging als die Braut des Kley, ging so, als hätte sie allen Sieg gewonnen, nicht, als wäre er ihr nur gelassen worden. „Sich versprochen haben ist noch kein Verheiratetsein,“ erklärte sie den Bruch des ersten Verlöbnißes des Kley. Und als ein Dreister sie mahnte, sie möge nur sorgen, daß das Wort nicht am Ende auch auf sie anzuwenden sei, lachte sie unbekümmert und zwinkerte heimlich mit den Augen. Und als ein anderer sie

fragte, warum sie den Verlobungsring gleich an die rechte Hand gesteckt habe und nicht nach Sitte bis zum Hochzeitstag an die linke, da zwinkerte sie wieder und meinte heimlich: „Es hat's der Kley gewollt, und es hält auch besser so, das Verlöbniß.“

Wieschen war einsam und fremd im Heimatdorf. Die Berge und Bäume verloren das Laub, und es war, als solle keine Freude mehr bleiben, mit der sie sich hätte zusammenfinden und zu zweien hätte sein können. „Bräch' ein Unwetter aus, und ich ginge unversehens draußen,“ dachte sie, „ich wüß't nicht, welsch' einem ich mich unter den Schirm stellen könnte. Nicht ein Baum gibt bald mehr Schutz.“

Sie war aber aufgewachsen als ein Waisenarmes und hatte gelernt, andern Strohdocken in die Holzschuhe zu flechten, während sie selber barfuß ging. So, wie sie nach außen einsam war, war sie innen mit sich selbst zusammen, inniger und reicher als je.

So aufgerichtet ging sie an einem Tage zum Arzt in die Kreisstadt, nahm den mehrstündigen Weg östlich über den Hügelkamm der Berge und kam mit roten frischen Backen in die Stadt. „Warum kommst du,“ erzählte sie sich unterwegs, würde der Arzt fragen. „Bloß wegen der Verkühlung?“ Sie trug sich leicht mit dem, was als schlimmer Keim in ihr lag. So schüttelte sie ungläubig und immer wieder wie töricht den Kopf, als sie ein in ein knisterndes rotes Papier gehülltes Fläschchen in der Hand die Stadt wieder verließ. Ihre Backenrosen waren verblaßt, sie hatte staubige Schuhe und müde Schritte, so ging sie die Landstraße entlang, die unter den Bergen her leichter und schneller heim führte als der Weg, den sie in mutigem Ansteigen vorher genommen hatte.

Sie kam heim um die Mittagszeit, als eben der Tisch aufgetragen war und der Kley mit den Kamps zum Essen niedersaß. Sie nahm ihren Platz, stand wieder auf und holte das Fläschchen aus dem Papier, schüttelte die Medizin und trank davon. Sie sah feierlich dabei aus, und die anderen blickten zu ihr auf mit furchtsamen Gesichtern und schweigend, auch der Kley. Die Mutter Johanne band ihr Häubchen los, um gleich zu hören und verstehen zu können, wenn Wieschen sprach. Zette schlug verlegen die Augen nieder, als habe ihr das Mädchen gesagt: „Die Stiche in meiner Brust sind von deinen feinen und heimlichen Nadelstichen, Zette.“ Dem Florentin stieg das Blut zu Kopf, wie ihm wohl geschah, wenn um sein Versehen eine Blume Schaden genommen hatte.

„Ja,“ sagte Wieschen und nickte. „Ich habe es für leichter gehalten als es ist, aber es ist so schwer noch nicht, daß es mich unterkriegt. Ich muß weg von hier, wohl so weit als man in einem Tage kommen kann, oder weiter, wenn es angeht. Alles, was gewesen ist, muß hinter mir bleiben. Es ist rauh bei uns in den Bergen um Winterzeit, und ich muß die Luft haben, die anders und besser für meine Brust ist. Auch in der Sommerzeit ist die Luft nicht recht. Das stille Sitzen beim Nähen hätte es getan.“

Sie sprach mit gesenkten Blicken, jetzt sah sie den Florentin an und lächelte.

„Die großen giftigen Glockenblumen haben immer vor dem Fenster gestanden, wenn ich genäht habe, da ist mir mit dem Atmen vielleicht Gift in die Lunge gekommen.“ Es klang, als sage sie: „Vielleicht um alle die Liebe wurde ich krank.“

Sie spielte mit dem Löffel, aus dem sie eben die Medizin getrunken hatte und stand so unschlüssig, als könne sie sich nicht losreißen von einer Erinnerung. Plötzlich war sie wie aufgeweckt und neu hingestellt. „Wenn einem der Doktor sagt: es kann dir die Medizin nicht nützen, wenn du nicht mithilfst gesund zu werden — und: werde gesund, oder du mußt in den Sarg — dagegen ist alles nichts, was man meint Schlimmes erlebt zu haben. Es kann kein Herz ganz krank sein in einem gesunden Leib, darum will ich nun sehen, daß ich gesund werde am Körper, und mit dem anderen wird es sich dann helfen.“

Sie setzte sich und aß ihre Suppe. —

Später meinte Jette mit neuem Anlauf gegen das Mädchen: „Hast nicht viel Scham, daß du vor uns allen so von dir gesprochen hast, von deiner Unglücksiebe, mein' ich, wie der Bursche dabei war.“

„Jettchen,“ antwortete Wieschen ruhig, „wenn eine Wunde heil ist, dann kann man sich wieder dran stoßen. Und wenn man in ein Taschentuch greint — solange es naß ist, läßt man es keinen berühren und versteckt es; aber später, wenn es trocken ist, dann kann man es jedem einen zeigen und sagen: dahinein hab' ich einmal gegreint.“

Wieschen sprach nach außen sicherer, als sie innen eigentlich war. Noch würde viel Wind wehen müssen, der ihr großes buntes Sacktuch, in das sie noch manche Träne kommen ließ, ganz trocknete. Aber mit der Sicherheit, die sie nach außen gab, erzwang sie sich mehr und mehr die innere.

* * *

Der Dienst, in den Wieschen sich versagt hatte, war draußen in der Ebene des Baderborner Heidelandes und so weit vom bergischen Heimatdorf entfernt, wie man in ein und dem anderen Tage bei gutem Ausschreiten gehen konnte. Wieschen wußte nicht, wohinaus der Weg ging, und die Menschen, zu denen sie kommen sollte, waren ihr fremd wie die Heide selbst, in der sie wohnten.

Die Bauern in den Bergen hielten nicht viel von der ganz flachen Ebene. Ein Ochse, wußten sie, zöge dort den Pflug ebensogut über den Morgen Land wie zwei Gänse bei ihnen, das Feld werfe nicht so schwere Steine, aber auch nicht so schwere Frucht aus. Ein Feld, wußten sie weiter, mußte seinen Rücken krümmen, ein gerader Rücken konnte jetzt und nimmer einen vollen Sack Ernte tragen und abwerfen.

Aber Wieschen dachte, es würde ein leichtes Hinauswandern sein, wo sich einem kein Berg in den Weg stellte, und wo man die Biegungen der Wege überschauen konnte bis in Stundenweite. Des Bauern Hof, wo sie bedienstet werden sollte und wo jetzt Sommertags die goldenen Felder wogten, war Heide

und Ödland gewesen in des Bauern jüngster Zeit. Dort hatte er sich mit dem Spaten Heimat und Leben geschaffen. Es war Wieschen zumut, wenn sie aller Zeit voraus dachte, als ginge sie hinaus, sich nach jenes Bauern Vorbild Heimat und Leben zu schaffen. Was sie zurückließ, schien ihr jetzt wie das Erleben einer späten Kindheit gewesen zu sein, aus der sie nun heraustrat. Ernst und eifern nahm sie den Kampf um ihr Gesunden auf. Und sie fühlte schon jetzt ihre Glieder erstarren in der Sehnsucht nach jener Bauernarbeit, die ihrer wartete.

Es kam dann im Hause des Kley zum Abschied, zum letzten und allerletzten. Am Abend vor dem Oktoberersten wurde Wieschens Kommode hinunter gebracht und dem Latenwagen eines Fuhrmanns aufgeladen, in dessen Hof sie nachten sollte; Wieschen würde in der Herrgottsfrühe des nächsten Tages sich zu ihrer Kommode einfinden und sich wegbringen lassen, landein, wo ein leichtes Fahren war, daß sie zum Nachmittag des Ziehtages ihren Dienst antreten konnte. Der Florentin hatte die Kommode mit angefaßt, Jette und die Mutter Johanne hatten dabei gestanden und zugeesehen, es war gewesen, als trage man einen Toten hinaus.

Es ist eigen, wenn aus einem neuen Hause der erste Tote weggebracht wird, das Haus ist gleichsam durch den Tod in den vollen Lebenskreis gerückt. Der Florentin sah sich um in seinem neuen Hause, und ihm war, als fehle ihm etwas. Das Treppengeländer hatte vom Hinuntertragen des Möbels eine Schramme bekommen und ein Holzsplitter stand heraus; als Wieschen das sah, dachte sie, das Splitterchen würde vielleicht dem Florentin, wenn er es nächster Tage sah, in das Herz fahren. Er würde das tote Wieschen nicht vergessen können. —

(Schluß folgt)



Einiges aus dem englischen Rechtsleben

Von Dr. Julius Hirschfeld, Barrister-at-law, London



Es scheint, als ob in der extremen Unähnlichkeit zwischen deutschen und englischen Rechtseinrichtungen ein eigenartiger Reiz läge, der immer und immer wieder zu ausgesprochenen oder stillschweigenden Vergleichen anregt, mit dem regelmäßig wiederkehrenden Ergebnis, daß der nach brauchbaren Analogien Suchende nichts als unüberbrückbare Gegensätze findet. Die Phase, in welcher deutschen Juristen der Gedanke einer annähernden Nachbildung englischer Verhältnisse, wenn auch in nebelhafter Gestalt, vorschwebte, ist wohl vorüber, aber ich hoffe doch, daß kurze Erörterungen einiger Punkte englischen